

Friedrich Kittler

Ein Höhlengleichnis der Moderne. Lesen unter hochtechnischen Bedingungen

in memoriam M. F.

1929 veröffentlichte Rudolf Braune, Zeitschriftenredakteur und Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, im Literaturblatt der *Frankfurter Zeitung* eine Miscelle zur empirischen Lesersozio­logie. Mit der Titelfrage *Was sie lesen* hatte Braune *Drei Stenotypistinnen* angegangen und Antworten erhalten, die – von „wüsten Kochtopfromanen“ über Colette, Ganghofer bis Edgar Wallace und Hermann Hesse – bei Braune öffentliches Entsetzen auslösten. Nicht einmal sein verzweifelter Versuch, jene Büroangestellten mit linientreuen Büroangestelltenromanen zu pädagogisieren, hatte Erfolg gehabt. Fünf Wochen später indessen, am 26. Mai 1929, griffen ungenannte Stenotypistinnen selber zu Feder oder Schreibmaschine, um auch Braunes Entsetzen zu beantworten. Redakteure und Leser der *Frankfurter Zeitung* erfuhren per Leserbrief, was moderne Frauen von ihnen unterscheidet:

Wenn wir Stenotypistinnen wenig, manche gar nicht lesen, wissen Sie warum? Weil wir abends viel zu müde und abgehetzt sind, weil wir das Klappern der Schreibmaschine, das wir acht Stunden lang hören müssen, noch den ganzen Abend über in den Ohren haben, weil noch stundenlang jedes Wort, das wir hören oder lesen, sich uns in seine Buchstaben zerlegt. Deshalb können wir unsere Abende nicht anders verbringen, als daß wir ins Kino oder mit unserem unvermeidlichen Freund spazieren gehen.¹

Das ist Klartext. Wo soziales Engagement die Rezeption oder Nichtrezeption von Literatur in soziologischen Rahmenbegriffen angeht, antworten die Umfrageobjekte selber in technologischen. Ein Produktionsmittel wie die Schreibmaschine, die ihren Input, ob diktiert oder abgelesen, erst einmal in Einzel­lettern zerhackt, um als Output lauter Kolumnen und Serien standardisierter Blockbuchstaben zu liefern, bestimmt auch über historische Rezeptionsformen. Selektiv wie ein Bandpaßfilter tritt die Maschine zwischen Bücher oder gar Reden einerseits, Augen oder gar Ohren andererseits. Mit der Folge, daß für jene Stenotypistinnen die Sprache überhaupt keine Bedeutungen mehr befördert, sondern nur die unverdauliche Materialität des Mediums, das sie ist. Die Möglichkeitsbedingungen von Lesen (und das heißt seit der Goethezeit: von Bildung

¹ Zitiert nach Anton Kaes (Hg.), *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1918–1933*, Stuttgart 1983, S. 352f. Nur ein derart weiter Begriff von deutscher Literatur, wie Kaes ihn durchgängig zugrundelegt, kann die Technisierung von Schreiben und Lesen überhaupt in den Blick rücken.

selber) fallen dahin. Weshalb denn die zerstückelten Büroangestelltenkörper an Abenden, wo sie nicht einfach das Pflaster Sexualität auflegen, von einem technischen Medium zum anderen überlaufen. Die Nacht des Spielfilms mit ihrem listig simulierten Bildfolgenkontinuum darf Wunden wieder schließen, die die Schreibmaschine, dieses Musterbeispiel moderner und das heißt ruckhaft diskreter Datenverarbeitung,² den Augen tagsüber beigebracht hat. Literatur jedenfalls taucht nicht auf; sie verschwindet im Loch zwischen einer Arbeits- und einer Freizeitmaschine.

Nur scheinbar steht damit das Frage-Antwort-Spiel zwischen Zeitschriftenredakteur und Büroangestellten am Grenzrand der Literatur – dort, wo mit dem Erlöschen ihrer Wirkungsmacht auch literaturwissenschaftliche Aussagen sinnlos werden. In Wahrheit zeigt es präzise wie ein Miniaturmodell, daß Lesen immer schon gesteuert ist. Und das nicht nur auf der ziemlich vagen Ebene sozio-historischen Gruppenverhaltens, sondern in technisch-szientifischer Exaktheit. Ob und wie Buchstaben oder Wörter, Schriften oder Werke von Leuten rezipiert werden – darüber bestimmt zunächst und zuerst der historische Stand von Datenverarbeitung.

Für den Fall literarischer Produktion ist das klar, spätestens seit McLuhan, Ong und Goody. Nicht Autoren und ihre Einfälle, nicht Gesellschaften und ihre Ideologien bestimmen darüber, was zu Wort oder Papier kommt. Die Schwellen, die literarische Zeitalter trennen und spezifizieren, sind jeweils Funktionen des technischen Standards: von der Schrifterfindung über Volumen, Codex und Druck bis zur allgemeinen Alphabetisierung usw. Keine gegenwärtige Theorie des Schreibens geht mehr davon aus, daß freie Einfälle jenseits der Zeilen freie Bedeutungen diesseits der Zeilen auswerfen würden. Viel zu offenkundig ist jeder Schreibakt „eine richtige technische Übung, die Gerätschaften, eine Muskelgymnastik und eine Handfertigkeit ins Werk setzt“.³ Er hat also, wie jede andere Arbeit auch, an Feder oder Schreibmaschine oder Word Processor seine Produktionsbedingungen, denen immer zugleich Möglichkeitsbedingungen der Analyse entsprechen.

Nicht annähernd so erforscht ist die Rezeption, und zwar aus mehreren Gründen. Erstens scheint Lesen, wenigstens in unserer Kultur, „elementarer“ in beiden Wortsinnen, nämlich „leichter und grundlegender“ als Schreiben.⁴ Wenn das Berufswissen von Schreibmaschinistinnen naive Schriftsteller nicht daran erinnern würde, daß auch die Lektüre von Maschinen abhängt und Muskelgymnastiken (nämlich Kopf- und Augenbewegungen) voraussetzt, könnte sie Natur selber heißen, wie die allgemeine Alphabetisierung um 1800 das ja intendiert hat.

2 Über die Schreibmaschine als theoretisches und wohl auch biographisches Vorbild für Turings Allgemeine Diskrete Maschine, diesen Prototyp jedes denkbaren Computers, vgl. Andrew Huges: *Alan Turing: The Enigma*, New York 1983, S. 96f.

3 François Furet/Jacques Ozouf: *Lire et écrire. L'alphabétisation des Français de Calvin à Jules Ferry*, Paris 1977, Bd. 1, S. 90 (Übersetzung F.K.)

4 Furet/Ozouf, ebd.

Zweitens ist Lesen, nach der Bemerkung von Borges, entsagender, höflicher, intellektueller als Schreiben – es läßt einem anderen den Vortritt.⁵ In dieser Zurückgezogenheit aber bildet es eine Grauzone, die die Entstehung von Mythen nur fördert. Denn Lesen ist drittens der Ort, von dem aus die Theorien selber über Schreiben und Lesen gebildet und formuliert werden. Jene scheinbare Freiheit, die das Schreiben spätestens unter hochtechnischen Bedingungen seiner Produktion und Analyse eingebüßt hat, kann deshalb in den sogenannten Akt des Lesens flüchten – als Selbstporträt eines idealen Rezipienten, der die „Bedeutungen literarischer Texte“ „überhaupt erst im Lesevorgang generiert“.⁶ Es ist das Mißliche dieser und jeder Phänomenologie, eine ursprüngliche Gegebenheit oder Lesbarkeit zu postulieren und damit alles zu überspringen, was im Rücken von Lesern oder Interpreten jene Gegebenheit schon längst vorprogrammiert hat. Daß in Iser's Theorie überhaupt Texte und nicht etwa Stellen, Bedeutungen und nicht etwa Buchstaben auftauchen, steht schwerlich im Belieben eines Blicks, der zum erstenmal auf Bücher treffen würde. Denn jener Leser, der Bedeutungen überhaupt erst generieren soll, hat selber generiert werden müssen. Den Deskriptionen, die er von seiner Praxis gibt, gehen immer schon Präskriptionen dieser Praxis voraus. Uneinholbar für jede Phänomenologie und ihre Dyaden (Leser/Text, Ego/Ding, usw.), gibt es symbolische Ordnungen. Zumindest in unserer Kultur, wo seit langem die Schule Schreiben und Lesen als solche verwaltet, sind Leser Endprodukte. Was ihr scheinbar voraussetzungsloser Blick in oder zwischen gedruckten Zeilen entdeckt, hängt jeweils von Programmen und Institutionen ab. Unter alteuropäischen Bedingungen etwa, als die Gelehrtenrepublik mit ihrer rhetorischen Wissensorganisation das Schulwesen beherrschte, kamen dem Leserauge überall Tropen und Figuren, Stellen und Exempel entgegen. So süchtig machte Rhetorik als eine „Art von Muttermilch“.⁷ Und erst unter Bedingungen allgemeiner Alphabetisierung, in der Goethezeit also, hatte das zersetzende Lesen ein Ende. Aus vielen Stellen wurde ein einheitliches Werk, aus vielen Figuren ein einheitlicher Stil, der Leseraugen seit Buffon bekanntlich als Autor oder Mensch selber entgegentrat. Jedenfalls aber blieb die Rezeption, im Bildungssystem nicht minder als im Rhetoriksystem, eine pädagogisch oder psychologisch gesteuerte Kulturtechnik, eine Selektion aus den ungezählten Handgreiflichkeiten, die vor Papier-mit-Buchstaben grundsätzlich möglich sind.

5 Jorge Luis Borges: „Universalgeschichte der Niedertracht“, in: *Gesammelte Werke*, München 1980–82, Bd. 3/1, S. 7.

6 Wolfgang Iser, *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*, Konstanz 1971, S. 7.

7 Friedrich Nietzsche: „Menschliches, Allzumenschliches“, in: *Werke*, Hg. v. Karl Schlechta, München 1954–56, Bd. 1, S. 576: „Wir sind aus der Symbolik der Linien und Figuren herausgewachsen, wie wir der Klangwirkungen der Rhetorik entwöhnt sind, und haben diese Art von Muttermilch der Bildung nicht mehr vom ersten Augenblick unseres Lebens an eingesogen.“

In dieser Geschichte des Lesens bildet die Einführung der modernen technischen Medien eine Zäsur zweiter Ordnung. Nicht nur muß das Schulwesen um 1900 einmal mehr seine Alphabetisierungstechniken umstellen (und mit lateinischen Blockbuchstaben statt der alten Kurrentschriften beginnen⁸); aus dieser Nötigung spricht vielmehr der Impact ganz anderer Mächte. Die Institution, die mit Schreiben und Lesen die wesentlichen Machtmittel Alteuropas verwaltete, gerät selber unter Konkurrenzdruck. Mit der Serienreife von Schreibmaschine (1878), Phonograph (1887) und Film (1895) wird Lektüre zu einem Sonderfall serieller Datenverarbeitung, die mit derselben technischen Präzision auch akustisch oder optisch laufen kann. Wenn aber Geräusche und Gesichte der Speicherung und Reproduktion ebenso zugänglich werden wie vormals nur Buchstaben, verliert Schrift ihr Monopol. Sie sinkt zu einer Datenselektion unter anderen herab. Genau deshalb gehen Braunes Schreibmaschinistinnen ja lieber ins Kino. Und wenn sie formulieren, wie bei ihnen Lektüre oder Nichtlektüre läuft, kommt auch der Mechanismus jener Selektion selber zu Wort. Stenotypistinnen lesen nicht mehr nach Regeln, die Volksschule oder Gymnasium aufgestellt hätten; wenn sich ihnen noch lange nach dem Achtstundentag jedes gelesene oder gehörte Wort in seine Einzelbuchstaben zerlegt, regiert ein technisches Medium über ihre „Merkwelt“ (Benjamin). Damit aber kehrt in vergessener Alltäglichkeit nur wieder, was seit Einführung der technischen Medien Lesen überhaupt heißt. In einer Materialität, die die schönen Stellen der Rhetorik nicht minder unterläuft als die Werkeinheiten der Goethezeit, ist Schrift auf Buchstaben-Prüfstände geraten. Versuchsanordnungen haben vorselektiert, was wir geschrieben sehen.

*

Es ist heute sehr vergessen, daß die Gründerzeit der technischen Medien auch die einer neuen Wissenschaft war. Nur noch in Diltheys hilfloser Abwehrformel, die den naturwissenschaftlichen Erklärungen gegenüber ja ein Reich geisteswissenschaftlichen Verstehens und das hieß lesbarer Bedeutsamkeiten reservierte, überdauert in philosophischen Fakultäten das Gedächtnis an Forschungen, die auch und gerade Tatsachen von Sprache und Literatur nach technisch-szientifischen Standards durchgemessen haben. Aber durch Verdrängung sind Forschungsergebnisse noch nicht aus einer Welt, in der sie, ganz im Gegenteil, insistieren.

Die Lesbarkeit von Ortshinweisschildern am Straßenrand, die ja noch bei Nebel, Nacht und Autobahnfahrtgeschwindigkeiten garantiert sein muß; das Verschwinden deutscher Frakturschriften selbst aus einem Land, das sie vormals nachgerade ideologisiert hatte; die Allgegenwart von Abkürzungen, an denen Heidegger den Untergang der deutschen Universität festmachte – und das schon

8 Vgl. etwa Friedrich Soennecken: *Fraktur oder Antiqua im ersten Unterricht? (Ist für Schulneulinge im allgemeinen und für Hilfsschüler im besonderen Faktur oder Antiqua zunächst geeignet?)*, Bonn-Berlin-Leipzig 1913, S. 41.

am harmlosen Fall UB,⁹ also lange vor der neuen Sprechbarkeit von Akronymen wie BASIC, SHAPE oder auch OSS¹⁰ –: all diese Elemente unseres Alltags mußten einmal entwickelt, erprobt, optimiert und durchgesetzt werden. Erst seit 80 Jahren „treten gerade die Großbuchstaben der Antiqua zuerst dem Kinde im Leben auf Schritt und Tritt entgegen. An Häusern und Schaufenstern, an Straßenrändern, Straßenbahnwagen, Post- und Telegraphen-Ämtern, Eisenbahnstationen, kurz überall da, wo die Schrift für jedermann leicht lesbar sein soll, begegnet das Auge lateinischen Buchstaben.“¹¹

Zwei Wissenschaftsstrategien, beide um 1860 gestartet und erst nach 1890 konvergiert,¹² haben der neuen Schrift, dieser technisch optimierten Folge von Einzel- oder Großbuchstaben, zum Sieg verholfen. Leseexperimente von naturwissenschaftlicher Präzision begannen in den psychophysiologischen Labors von Berlin und Leipzig, von Helmholtz und Wundt, die zuvor schon elementare Daten über Sehen und Hören überhaupt beigebracht hatten. Leseexperimente von psychiatrischer Härte entstanden aus Brocas fundamentaler Entdeckung, daß sehr umschriebene Ausfälle von Großhirnrindengebieten (bei Schußwunden, Apoplexien, Paralyse usw.) auch sehr umschriebene Ausfälle von Sprachteilleistungen zur Folge hatten. Leute konnten zum Beispiel plötzlich nicht mehr aufschreiben, was sie lasen, oder nicht mehr wiederholen, was sie hörten, ohne daß ihre Bewußtseinsfunktionen in Mitleidenschaft geraten wären. Die Defizite betrafen und isolierten ja nur Subroutinen des Diskurses.

Eben deshalb aber war es den psychophysiologischen Experimenten möglich, dieselben Defizite, wie sie der medizinischen Aphasieforschung eine sogenannte

9 Martin Heidegger: *Was heißt Denken?* Tübingen 1961, S. 58: „Ein dem ersten Anschein nach ganz äußerliches Kennzeichen der steigenden Gewalt des eingleisigen Denkens ist überall in der Zunahme jener Bezeichnungen festzustellen, die in der Abkürzung von Wörtern oder in einem Zusammenschieben der Buchstaben von Wortanfängen bestehen. Vermutlich hat von den hier Anwesenden [Vorlesungsbesuchern] noch nie jemand ernstlich bedacht, was bereits geschehen ist, wenn Sie statt Universität bloß ‚Uni‘ sagen. ‚Uni‘, das ist wie ‚Kino‘. Zwar bleibt das Filmtheater von der hohen Schule der Wissenschaften verschieden. Dennoch ist die Bezeichnung ‚Uni‘ weder zufällig noch gar harmlos. Vielleicht ist es sogar in der Ordnung, daß Sie in der ‚Uni‘ aus- und eingehen und bei der ‚UB‘ die Bücher ausleihen. Die Frage bleibt nur, *welche* Ordnung sich in der Ausbreitung dieser Art Sprache ankündigt. Vielleicht ist es eine Ordnung, in die wir gezogen und der wir überlassen sind durch Jenes, was sich uns entzieht.“ (Hinweis von Clemens Pornschlegel/Freiburg)

10 Vgl. Thomas Pynchon: *Gravity's Rainbow*, Toronto-New York-London-Sydney 1974, S. 311: „‚Such-and-such‘ have come to Switzerland to work for Allan Dulles and his ‚intelligence‘ network, which operates these days under the title ‚Office for Strategic Studies‘. But to initiate OSS is also a secret acronym: as a mantra for times of immediate crisis they have been taught to speak inwardly *oss... oss*, the late, corrupt, Dark-age Latin word for bone...“

11 Soenneken, S. 41

12 Vgl. das Resumé der Forschungsgeschichte bei Benno Erdmann/Raymond Dodge: *Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage*, Halle a. d. S. 1898, S. 6–35.

Natur vorgab, auch als Vorgaben der Versuchsleitung selber einzusetzen. Das von Helmholtz und Exner angegebene, von Wundt in seiner Arbeitsgeschwindigkeit noch verbesserte Falltachistoskop¹³ erlaubte es zum erstenmal in der Geschichte des Lesens, Versuchspersonen auf physiologisch nackte Buchstabenwahrnehmung zu reduzieren. So blitzartig – der Leseforschungspionier Donders hat tatsächlich die Beleuchtungsquelle elektrischer Induktionsfunken benutzt¹⁴ – erscheinen und verschwinden Buchstabenformen im Sehschlitz des Tachistoskops, daß Probanden sie gerade noch wahrnehmen können, aber nicht mehr aussprechen oder gar zu Wörtern fügen. Und auch wenn es die Psychologielehrstuhlinhaber, Apparatkonstrukteure und Versuchsleiter selber sind, die zum Experiment antreten, schrumpft ihre Lesefähigkeit unter Testbedingungen bis zu jenen Nullwerten, die die gleichzeitige Medizin als Aphasie oder Alexie neurologisch isoliert hat. Das Tachistoskop erlaubt eben, auf die Millisekunde exakt das Zeitminimum einzustellen, bei dem man „Buchstaben und Worte“ unter allen möglichen Bedingungen – von „Tageslicht“ und „klarem Himmel“ bis hin zu „Lampenlicht“ und Halbdunkel – gerade noch „erkennen kann“.¹⁵ Zutage kommen also schlechthin elementare Kompetenzen, auf denen zwar noch die tiefste Goethelektüre aufbaut,¹⁶ aber kein Unterschied zwischen Professoren und Schulkindern, Normalen und Irren mehr zu begründen ist. Begriff und Zeitalter der Bildung, die ja solche Unterschiede und ihre organisch-kontinuierliche Einebnung durch allgemeine Alphabetisierung voraussetzte, werden von Meßgeräten liquidiert. Bei minimaler Letternexpositionsdauer von 0,01 Sekunden fallen noch die gebildetsten Professoren auf sukzessives Buchstabieren als Minimum *und* Standard allen Lesens zurück.¹⁷ Sie sind wieder Schulanfänger geworden, denen aber die Schrift nicht auf geduldigen Schiefertafeln oder Schreibheften entgegentritt, bis sie endlich ohne Lippenbewegungen lesen können. Im Gegenteil, die schwarzen Figuren auf weißem Grund, die das Tachistoskop für Sekundenbruchteile beleuchtet präsentifiziert, schlagen auf die Netzhäute selber ein – wie Tasten einer neurologischen Schreibmaschine. Physiologisch isolierte Augen werden also zum Papier einer Nervenschrift, die Forschern wie Donders oder Grashey¹⁸ zum erstenmal erlaubt, Buchstabenlaufzeiten durchs Nervensystem selber zu messen: von der Netzhaut über Schriftzeichenhirnzentrum und Wortklangbildhirnzentrum zum sprachmotorischen Hirnzen-

13 Vgl. Wilhelm Wundt: *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*, Bd. 1, 1, Leipzig ²1904, S. 569.

14 Vgl. Erdmann/Dodge, S. 9.

15 James McKeen Cattell: „Ueber die Trägheit der Netzhaut und des Sehcentrums“, in: *Philosophische Studien* 3, 1886, S. 94f.

16 Vgl. etwa G.O. Berger: „Ueber den Einfluss der Uebung auf geistige Vorgänge“, in: *Philosophische Studien* 5, 1889, S. 170–178.

17 Vgl. Julius Zeitler: „Tachistoskopische Untersuchungen über das Lesen“, in: *Philosophische Studien* 16, 1900, S. 401 (gegen Erdmann/Dodge)

18 Vgl. Erdmann/Dodge, S. 8 und S. 21f.

trum usw. Maschinen und nur Maschinen machen den Nachweis möglich, daß Sprache eine Maschine unter Maschinen ist.

1881 hat der Heidelberger Psychiater Kußmaul in seinen epochemachenden *Störungen der Sprache* die These aufgestellt, daß „das gesprochene und geschriebene Wort“ – all ihrer „überlegten Absichtlichkeit“ und das heißt philosophischen Würde zum Trotz –

nichts sind als die Producte innerer, sich selbst regulierender Mechanismen, die durch Gefühle und Vorstellungen in geordneten Gang versetzt werden, wie man eine Näh-, Rechen-, Schreib- oder Sprechmaschine spielen lassen kann, ohne daß man ihre Construction zu kennen braucht. [...] Wie der Heerführer, um die hunderttausend Glieder seiner wohlorganisirten und eingeübten Armee in den richtigen Gang zu setzen, nur im Grossen und Ganzen seine Befehle zu ertheilen hat, so brauchen wir zur Ausführung der combinirtesten Bewegungsreihen unserer Sprachwerkzeuge nur durch dieses Wort oder jenen Satz einen Gedanken äussern zu wollen, um ihn wirklich zu äussern; glücklicherweise haben wir uns hierbei um die dazu erforderlichen Einzelvorgänge im Verkehr der unzähligen inneren Telegraphenstationen nicht weiter zu kümmern.¹⁹

Sprache wird also am Modell von Maschinen gedacht, und zwar genau derjenigen, die zum erstenmal in der Geschichte nicht bloß Muskelarbeit ersetzen, sondern Funktionen des Zentralnervensystems simulieren können: Rechenmaschine und Phonograph, Schreibmaschine und Telegraph (wie er seit Moltkes strategischen Neuerungen von 1866 Berühmtheit erlangt hat.)²⁰ Wenn aber technische Medien den Diskurs definieren, muß der Diskurs, gerade um seine alltäglich-unbewußten Mechanismen isolieren und analysieren zu können, auch faktisch an diese Medien angeschlossen werden. Die Camera obscura, mit der Erdmann/Dodge ihre *Psychologischen Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage* durchführen,²¹ ist ein Zwilling des Filmprojektors, der aber gerade keine scheinkontinuierlichen Bildfolgen erzeugt, sondern Buchstaben und Wörter zu Testzwecken in diskrete Quanten zerhackt. Wundts Tachistoskop, mit dem Zeitler und Meßmer alle Schriftformen und Letternarten auf Lesbarkeitskriterien hin durchmessen, ist ein Zwilling der Schreibmaschine, dessen Tastatur – nicht viel anders als Kußmauls „corticale Lauttaste“²² – eben nur auf Netzhäute selber einschlägt. So bereiten ausgerechnet die Labors einer pro-

19 Adolf Kußmaul: *Die Störungen der Sprache. Versuch einer Pathologie der Sprache.* (*Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie*, Hg. v. Ziemssen, Bd. 12, Anhang), Leipzig 1881, S. 5. Kußmaul war übrigens, bevor er den Unsinn an Sprache zur Sache seiner Wissenschaft machte, in Heidelberger Studentenkreisen ein Mitstreiter der Eichrodt und Scheffel bei der Produktion von Kommersbuch-Unsinnsversen. Vgl. dazu Alfred Liede: *Dichtung als Spiel. Studien zur Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache*, Berlin 1963, Bd. 1, S. 147.

20 Vgl. dazu Friedrich Kittler: „Flehsig/Schreber/Freud. Ein Nachrichtennetzwerk der Jahrhundertwende“, in: *Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Nr. 10/11 (1984).

21 Vgl. Erdmann/Dodge, S. 98.

22 Vgl. Kußmaul, S. 126–128.

fessoralen und alphabetischen Elite das Zeitalter der Massenmedien und ihres Analphabetismus vor.

*

Die Griechen hatten ein einfaches Modell, um Wahrnehmen oder Sprechen von ihrer Materialität so gründlich zu reinigen, bis am Ende nur noch die Idee der Ideen übrig blieb.

„Stelle dir“, sagte Sokrates, „Menschen in einer höhlenartigen Öffnung unter der Erde vor, die einen nach dem Lichte zu geöffneten und längs der ganzen Höhle hingehenden Eingang habe, Menschen, die von Jugend auf an Schenkeln und Hälsen in Fesseln eingeschmiedet sind, so daß sie dort unbeweglich sitzenbleiben und nur vorwärts schauen, aber links und rechts die Köpfe wegen der Fesselung nicht umzudrehen vermögen; das Licht für sie scheine von oben und von der Ferne von einem Feuer hinter ihnen; zwischen dem Feuer und den Gefesselten sei oben ein Querweg; längs diesem denke dir eine kleine Mauer erbaut, wie sie die Gaukler vor dem Publikum haben, über die sie ihre Wunder zeigen. Stelle dir nun weiter vor, längs dieser Mauer trügen Leute allerhand über diese hinausragende Gerätschaften, auch Menschenstatuen und Bilder von anderen lebenden Wesen aus Holz, Stein und allerlei sonstigem Stoffe, während, wie natürlich, einige der Vorübertragenden ihre Stimme hören lassen, andere schweigen.“²³

Ein Gleichnis, dessen angebliche Testresultate bekannt sind: Die Gefesselten, vom Anblick der wahren Ideensonne lebenslang abgeschnitten, werden die Schattenbilder und Statuen, wie Gaukler sie ihnen vorführen *und* benennen, mit der Wahrheit der Dinge verwechseln. Aber was Platons *Politeia* damit tatsächlich implementiert, ist, sehr viel unphilosophischer, einfach die Merkwelt einer Kultur, die nur Theateraufführungen, Architektur und Plastik kennt. Ersichtlich fungiert jeder Schatten von Menschen- oder Tierbildern als Signifikat, seine gesprochene Benennung als Signifikant und das Höhlengleichnis im ganzen mithin als Zeichenraum einer oralen Kultur. Die Gaukler geben zu sehen und zu hören, was sie zeigen; die Gefangenen sehen und besprechen alles Gezeigte, ohne das Simulacrum der Rahmenbedingungen durchschauen zu können. Ein endloses Reden verdoppelt nur ein endloses Kommen und Gehen, einfach weil das Ganze nicht aufhört, sich nicht aufzuschreiben. Mit anderen Worten: Griechen, die nicht neuerlich lernen, Platons Schriften zu lesen, werden ihre orale Gefangenschaft nie überwinden.

Philosophien, die Lesenkönnen nicht bloß als Desiderat, sondern schon als Voraussetzung führen, gibt es erst seit Gutenberg. Wenn Descartes die *Passions de l'Ame* so mechanistisch fest mit Nervenphysiologie und Zirbeldrüse verschaltet hat, daß auch beim Menschen jede moralisch freie Verfügung über Körpermaschine und Affektivität verspielt scheint, rettet das Modell von Lektüre den Philosophen und die Freiheit. Descartes entdeckt einen einzigen und ausgezeichneten Fall, wo die Körpermaschine selber auf Idealitäten und nicht auf Sinnesdaten anspricht: „Geschriebene Wörter“, obwohl auch sie „der Seele nur die Figur ihrer Buchstaben vorstellen“, „pflegen nichtsdestoweniger eher ihre Be-

23 Platon, *Politeia* 514 A – B (Übersetzung Wilhelm Wiegand).

deutung als die Figur jener Buchstaben zu Bewußtsein zu bringen“.²⁴ So lehrt Lektüre und nur Lektüre auch der praktischen Vernunft, wie man Sinnlichkeiten systematisch meidet und seine Seele, heißt das, „dressiert“.²⁵

Total aber wird die Dressur erst unter hochtechnischen Bedingungen – und das, weil es nicht mehr darum geht, mit geforderter oder vorausgesetzter Lesekompetenz wie bei Platon oder Descartes Leitern zur philosophischen Idealität zu bauen. Im Gegenteil, technische Medien machen Sinnlichkeiten selber zum erstenmal speicherbar und damit auch steuerbar. Sie hören auf, sich nicht aufzuschreiben. Damit verliert Lesen seinen Bezug auf ideale Bedeutungen (Signifikate); es wird, wie Plattenhören oder Spielfilmsehen auch, ein konditionierter Reflex unter anderen. Buchstabentreu und buchstabensklavisch reagieren die Probanden vorm Tachistoskop. Eine totale Dressur, die die Wiederkehr von Platons Höhle ist. Denn nichts, schlechthin nichts unterscheidet die Versuchspersonen der Leseexperimente von jenen Gefesselten, denen einst Gaukler die Schattenbilder alles Seienden vorgeführt haben. Auch im Labor herrscht Dunkel, auch im Labor ist die einzige Lichtquelle hinter jenem Sehschlitz, der für Millisekunden Einzelbuchstaben zu sehen gibt, ja, auch im Labor kommen Fesseln zum Einsatz, um die Probanden an Kopf- und Augenbewegungen zu hindern.²⁶ Anders wäre methodisch gar nicht zu isolieren, was jene Kephalo- und Ophthalmokinesen, von denen bekanntlich sogar Husserls gleichzeitige Phänomenologie handelt, unter fessellosen Alltagsbedingungen für Ganzwortlektüre und Textverständnis beitragen. Und wenn Wundts verbessertes Tachistoskop solche Kopffesseln überflüssig macht, dann nicht, um die professoralen Versuchsobjekte wieder in Würde und Freiheit zu setzen, sondern einfach weil es alle Augen- und Kopfbewegungsgeschwindigkeiten der Leute noch unterlaufen kann.

Nur zwei Unterschiede trennen das Höhlengleichnis der Moderne vom antiken: Anstelle der Signifikate, wie sie in einer oralen und plastischen Kultur einzig speicherbar waren, sind erstens pure Signifikanten getreten, Sinnesdaten vor einem Hintergrund undifferenzierter Schwärze, wie er als random noise alle modernen Medien trägt. Und zweitens ist die Experimentalhöhle ohne Leiter und Ausgang, die Platon ja für philosophische Sonnensucher vorsorglich in sein Gleichnis eingebaut hatte.²⁷ Die Datenverarbeitung kennt, mit anderen Worten, kein Jenseits mehr. Lesen und das heißt diejenige Kulturtechnik, mit deren Hilfe Leute einst aus Höhlen oder Körpermaschinen zur Wahrheit entkamen, fällt selber mit Höhle oder Maschine zusammen.

Deshalb transportiert Lesen keine Wahrheiten, deshalb begründet es keine

24 René Descartes, *Les Passions de l'Ame*, I § 50. In: *Œuvres et lettres*, Hg. v. André Bridoux, Paris 1953, S. 721.

25 Ebd., S. 122.

26 Vgl. Erdmann/Dodge, S. 44.

27 Vgl. Platon, *Politeia* 516 A.

Theorie; die Experimentalhöhle hat den einzigen Zweck, auch ein altehrwürdiges und vortechnisches Medium technisch zu optimieren. Daß die Buchstabenidentifikation bei Antiqua, aller deutschen Ideologie zum Trotz, wesentlich weniger Millisekunden als bei Fraktur braucht;²⁸ daß der Einzelbuchstabe „nicht lediglich aus den feinen schwarzen Flächenelementen“ besteht, die die Schule lehrt, sondern gut medientheoretisch „auch aus den meist breiteren mannigfaltig geformten weißen Flächenelementen seines Untergrundes, die er einschließt und die ihn umgeben“;²⁹ daß schließlich die Erkennbarkeit von Buchstaben eine direkte Funktion ihrer differenziellen Elemente, bei unter- und/oder oberzeiligen Konsonanten mithin am größten ist³⁰; all diese experimentell erhärteten Befunde unterlaufen, was „Lesen im allgemein üblichen Sinne des Worts“ heißt. Anstelle unserer vagen Introspektionen tritt „ein ungemein verwickelter Inbegriff von Vorgängen“,³¹ die Punkt für Punkt konstruierbar sind. Aus den lesephysiologischen Befunden brauchen Medientechniker, Werbegraphiker und Schriftschneider nur alle Konsequenzen zu ziehen und das Höhlengleichnis der Moderne ist vollbracht. „An Häusern und Schaufenstern, an Straßenschildern, Straßenbahnwagen, Post- und Telegraphen-Ämtern, Eisenbahnstationen“ – von allen Seiten schließen uns technisch optimierte Schriften ein.

*

„Publikum“, heißt es in der *Geburt der Tragödie*, „ist nur ein Wort und durchaus keine gleichartige und in sich verharrende Größe.“³² Unter hochtechnischen Bedingungen tritt zwischen Produktion und Rezeption von Texten eine Apparatur, die den Status des Publikums selber verändert, weil sie noch seine Wahrnehmungen vorprogrammiert. Mit der Folge, daß Alle, ob Schriftsteller oder Leser, für jene Apparatur aufseiten des Publikums fallen.

Als der Psychiater Hoffbauer 1803 über die Leistungen „eines mittelmäßig fertigen Lesers“ wohl zum erstenmal³³ statistische Erwägungen anstellte, stand ihm „der Verstand still“. Jener Leser nämlich, offenbar ein perfektes Produkt deutscher Bildung und allgemeiner Alphabetisierung, las „in einer Stunde drey Bogen“, „eine Seite“ mithin in „nicht mehr als einer und einer Viertel-Minute“. Bei Zugrundelegung von Büchern, die wie Hoffbauers eigene *Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände* pro Seite 30 Zeilen zu 30 Buchstaben hatten,³⁴ mußte der Idealleser also „in einer und einer Viertel-Mi-

28 Vgl. Oskar Meßmer: „Zur Psychologie des Lesens bei Kindern und Erwachsenen“, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 2, 1904, S. 228 und 273 f.

29 Erdmann/Dodge, S. 161.

30 Vgl. Zeitler, S. 391.

31 Erdmann/Dodge, S. 1.

32 Nietzsche: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, *Werke*, Bd. 1, S. 67.

33 Für Hoffbauers Priorität spricht schon, daß Erdmann/Dodge die Lesemathematik erst mit dem Physiologen G. Valentin (1844) einsetzen lassen (Erdmann/Dodge, S. 7).

34 Die Lesemathematik legt offenbar liebend gern Bücher vom eigenen Typ ihren Messungen zugrunde. So auch Erdmann/Dodge, S. 64 f.

nute oder fünf und siebenzig Sekunden neunhundert Buchstaben anerkennen und den einen von den andern unterscheiden“. Eben das brachte Hoffbauer um seinen Psychiaterverstand. Unter den zwei ebenso goethezeitlichen wie trügerischen Prämissen, daß nämlich erstens „der Leser dem Schriftsteller folgt, so daß dessen Gedanken in seine Seele übergehn“, und daß zweitens „die Anerkenntniß eines Buchstabens durch einen Schluß geschieht“, war schon die mittelmäßig fertige Lektüre nur noch als ein Wunder an Bildung zu denken. Denn die umgekehrte Schlußfolgerung, „daß wir uns Gegenstände ohne alles Bewußtseyn vorstellen“, blieb für alle Kants oder Hoffbauers selbstredend tabu.³⁵ Ein Ich, das alle meine Lektüren muß begleiten können, residierte im Zentrum deutscher Bildung.

Die Apparate, die genau ein Jahrhundert später aufkommen, unterlaufen nicht nur Hoffbauers (bezeichnenderweise ausgeschriebene) Sekundenbruchteile bis in den Millisekundenbereich hinein. Viel schlimmer ist, daß sie das Undenkbare der Bildung experimentell verifizieren und damit Schreiber wie Leser einem Unbewußten unterwerfen, das immer schon am neurophysiologischen Werk ist. Literarischen Texten seit jener medientechnischen Gründerzeit sind die neuen Rezeptionsbedingungen eingeschrieben. Es gibt erstens Texte, die vom unbewußten Mechanismus Lesen und seinen vielen möglichen Pathologien handeln; es gibt darüberhinaus Texte, die den Sinnesphysiologen und Aphasieforschern selber Konkurrenz machen und ihre Lektürebedingungen, heißt das, in technische Planung nehmen.

Die erste Reaktionsmöglichkeit erscheint wohl zum erstenmal in Maupassants *Le Horla* (1887), einer Novelle, die ohnehin fast nur mit Ribots experimentalpsychologischen Monographien *Les maladies de la mémoire* (1881) und *Les maladies de la volonté* (1882) lesbar wird. Am 18. Mai diagnostiziert der Tagebuchschreiber selber ein Nervenfieber, das ihm sein Arzt zwei Tage darauf bestätigt und (ganz wie im Fall des Novellisten³⁶) mit Duschen und Bromverbindungen behandelt. Vergebens jedoch, denn am 25. Mai erscheint das erste manifeste Symptom, und zwar eines, das Verfasser von Tagebüchern und Novellen als solche betrifft: „Ich esse rasch zu Abend und versuche dann zu lesen; aber ich verstehe die Wörter nicht; kaum daß ich die Buchstaben unterscheiden kann; also gehe ich in meinem Zimmer hin und her, bedrückt von einer diffusen, doch unwiderstehlichen Angst – der Angst vor dem Schlaf und der Angst vor dem Bett.“³⁷

35 Johann Christoph Hoffbauer: *Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und verwandte Zustände*, Halle a. d. S. 1802–07, Bd. 2, S. 286 f.

36 Vgl. Albert Lombroso: *Souvenirs sur Maupassant, sa dernière maladie, sa mort*, Paris 1905, S. 44 f.

37 Guy de Maupassant: *Le Horla*, in: *Contes et nouvelles*, Hg. v. Louis Forestier, Paris 1974–79, Bd. 2, S. 915. (hier und im folgenden Übersetzung F.K.) Eine sehr ähnliche Alexie befällt 1902 Hofmannsthals Lord Chandos, der im Titel eines selbstverfaßten lateinischen Traktats zwar noch die Einzelwörter lesen, sie aber nicht mehr als Satz Ganzes verstehen kann.

Etwas Unheimliches – entweder der psychosogene Doppelgänger aller folgenden Nächte oder aber (wie die Medizin der Zeit sehr genau wußte) die iatrogene Gedächtnisschädigung durch Brommedikamente – wirft also als ersten Schatten eine Lesestörung voraus. Die fraglose Verknüpfung von Schreiben- und Lesenkönnen, von aller neuzeitlichen Literaturtradition vorausgesetzt,³⁸ wird kritisch. Mehr noch: in ihrer Störung treten Buchstabenerkennen und Worterkennen säuberlich auseinander, als habe der Tagebuchschreiber Ribots Forschungsreferat über Aphasien und Alexien beim Wort genommen.³⁹ Deshalb weiß er am 7. August, nachdem der Horla als Vampir seiner Nächte immer deutlicher geworden ist, auch so genau über seinen eigenen Wahnsinn Bescheid:

Alles in allem wäre ich also ein Halluzinierender, der vernünftig denkt. Eine unerklärte Störung hätte sich in meinem Gehirn ereignet, eine jener Störungen, die die Physiologen von heute zu registrieren und zu präzisieren versuchen; und diese Störung hätte in meinem Geist, in der Ordnung und Logik meiner Vorstellungen eine tiefe Spaltung bewirkt. [...] Könnte es sein, daß eine der unwahrnehmbaren Tasten der Klaviatur meines Gehirns klemmte? Menschen verlieren nach Unfällen das Gedächtnis für Eigennamen oder Verben oder Zahlen oder auch nur Daten. Die Lokalisierungen aller Teilgebiete des Denkens sind heutzutage bewiesen. Daran, daß meine Fähigkeit, die Irrealität bestimmter Halluzinationen zu kontrollieren, im Augenblick beeinträchtigt ist, ist also nichts Erstaunliches!⁴⁰

Den eigenen Doppelgängerwahn als Produkt einer partiellen Amnesie⁴¹ zu interpretieren, setzt zunächst – streng nach Ribot und allen Physiologen, aber gegen die überlieferte Vermögenspsychologie – die von der Aphasieforschung erarbeitete These voraus, „daß es in letzter Instanz nur Spezialgedächtnisse oder, wie manche Autoren sagen, *Lokalgedächtnisse* gibt“.⁴² Seit Broca und Wernicke verwaltet eben eine Hirnlokalität das Erkennen von Einzelbuchstaben, eine andere die von Wörtern. Das Mißliche ist nur, Befunde, die bei der neurophysiologischen Hirnsektion oder im tachistoskopischen Experiment leicht zu erhärten sind, auch am eigenen Leib zu verifizieren. Im Fall ihrer Selbstanwendung drohen Befunde wie Lokalgedächtnis, Vorstellungsspaltung und Partialamnesie in den Wahnsinn umzuschlagen, den sie beschreiben sollen.

38 Vgl. etwa Furet/Ozouf, Bd. 1, S. 90.

39 Vgl. Théodule Ribot, *Les maladies de la mémoire*, deutsch als: *Das Gedächtnis und seine Störungen*, Hamburg-Leipzig 1882, S. 97ff. Zur Trennung von Wörter- und Buchstabenerkennung bei bestimmten Aphasien vgl. auch Julius Baumann, *Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage* (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, Bd. 1, Heft 3), Berlin 1897, S. 12, oder Gilbert Ballet, *Le langage intérieur et les diverses formes de l'aphasie*, Paris 1886, deutsch als: *Die innerliche Sprache und die verschiedenen Formen de Aphasie*, Leipzig-Wien 1890, S. 117. Das Leiden von Maupassants Tagebuchschreiber war also ein wissenschaftlicher Gemeinplatz.

40 Maupassant: *Le Horla*, S. 928. Zum Vergessen von Eigennamen oder Zahlen vgl. Ribot, S. 94.

41 Über partielle Amnesien vgl. Ribot, S. 92–97.

42 Ribot, S. 90f.

Maupassants Horla entspringt weder literarischer Experimentierfreude noch auch biographischer Pathologie eines individuellen Autors; er ist der Schatten, den die neue Physiologie des Lesens aufs Schriftstellerpapier wirft.

Das wird klar, wenn der Tagebuchschreiber – aus wievielter Hand auch immer – Kußmauls schönen Vergleich zwischen Nervenleitungsbahnen und Tastatur übernimmt. Am Modell von Klavier oder Schreibmaschine hört literarische Produktion auf, einem Ich zurechenbar zu sein, schon weil jenes Ich die „Tasten“ seines eigenen Hirns „nicht wahrnehmen“ kann. Deshalb mündet die Spaltung, die zwischen Wahrnehmen und Lesen, Buchstaben- und Wörtererkennen eingesetzt hat, zuletzt in eine Spaltung zwischen Lesen und Schreiben. Was der Tagebuchschreiber zu schreiben meint – sein Tagebuch selber –, ist nur eine Lektüre der Einschreibungen, die der Horla als abgespaltetes Partialgedächtnis signiert:

Was habe ich doch? Er selber, der Horla, ist es, der mich heimsucht, der mich diesen Wahnsinn denken macht! Er ist in mir, er wird meine Seele.⁴³

Nach dieser ebenso psychiatrischen wie psychotischen Einsicht ist es nur noch ein Schritt zu einem Leseexperiment, das am selben Abend stattfindet und die Verschaltung der zwei Partialgedächtnisse Ich und Horla endgültig klärt:

Ich habe ihn gesehen! Gestern abend setzte ich mich an meinen Tisch und tat so, als schriebe ich mit großer Aufmerksamkeit. Ich wußte, daß er in meiner unmittelbaren Nähe umgehen würde, [...] und belauerte ihn mit allen meinen übererregten Sinnesorganen. Ich hatte meine beiden Lampen und die acht Kerzen auf dem Kamin angezündet, als ob ich ihn in dieser Helle hätte entdecken können. [...]

Ich tat also, als schriebe ich, um ihn zu täuschen, denn auch er belauerte mich; und plötzlich spürte ich – ja ich war sicher –, daß er über meine Schulter hinweg las, daß er da war und mein Ohr berührte.⁴⁴

Ein streng experimentelles, nämlich nur simuliertes Schreiben führt mithin zum Versuchsergebnis eines realen Lesens. So wie der Horla vorschrieb, was der Tagebuchverfasser zu schreiben meinte, so liest er auch, was der Tagebuchverfasser zu schreiben vorgibt. An die Stelle metaphysischer Selbstaffektionen, wie sie von Derrida als Sich-Sprechen-Hören beschrieben worden sind⁴⁵ und glei-

43 Maupassant, *Le Horla*, S. 935.

44 Maupassant, *Le Horla*, S. 935. Eine Parallelstelle macht noch klarer, daß der Horla als Leseautomat fungiert. Wenn der Tagebuchschreiber am 16. August eine Abhandlung über unsichtbare Wesen liest, geschieht folgendes: „Or, ayant dormi environ quarante minutes, je rouvris les yeux sans faire un mouvement, réveillé par je ne sais quelle émotion confuse et bizarre. Je ne vis rien d’abord, puis, tout à coup, il me sembla qu’une page du livre resté ouvert sur ma table venait de tourner toute seule. Aucun souffle d’air n’était entré par ma fenêtre. Je fus surpris et j’attendis. Au bout de quatre minutes environ, je vis, je vis, oui, je vis de mes yeux une autre page se soulever et se rabattre sur la précédente, comme si un doigt l’eût feuilletée. Mon fauteuil était vide, semblait vide; mais je compris qu’il était là, lui, assis à ma place, et qu’il lisait.“ (Maupassant, S. 931 f.)

45 Vgl. Jacques Derrida: *Grammatologie*, Frankfurt a. M. 1974, S. 413.

chermaßen am Sich-Schreiben-Sehen(-Lesen) festgemacht werden könnten, tritt eine medientechnisch exakte Spaltung. Eben das Lesenkönnen, das beim Tagebuchschreiber einer Alexie gewichen ist, übernimmt sein gespenstischer Doppelgänger. Er liest, auch was nicht geschrieben ist, um es als Wahnsinn wieder einzuspeisen – eine Rückkopplung, deren Output eine wirklich geschriebene Tagebuchseite mit dem Testergebnis ist, daß es einen Horla wirklich gibt.

1885, zwei Jahre vor Maupassants Novelle, beschreibt der Würzburger Psychiater Grashey einen aphasischen Patienten, dem ein Unfall das Kurzzeitgedächtnis für Wortklangbilder zerstört hat. Sprechen kann der Kranke nur noch, wenn er die einzelnen Subroutinen des Diskurses als rückgekoppelten dynamischen Speicher betreibt. Er „überträgt“, heißt das, die mündlichen Wörter, die seinem Kurzzeitgedächtnis während des Aussprechens selber schon wieder entfallen, „auf die Schriftbahn“ der Hirnnervenleitungen, „fixirt“ also „jeden Theil des Klangbildes durch die Schrift und hält durch wiederholtes Ablesen des Geschriebenen das Klangbild längere Zeit fest“ – mindestens so viele Hundertstelsekunden nämlich, wie ein nervengesteuerter Kehlkopf zum Aussprechen braucht. Das ist nach Grasheys Einsicht zwar „der längste“, aber auch „der leichteste und sicherste Weg“,⁴⁶ um durch Rückkopplungsschleifen zwischen verschiedenen Gehirnzentren, durch nachgerade technische Mittel also ein ausgefallenes Sprachteilgedächtnis zu ersetzen. Nicht anders tragen in Maupassants Novelle die Rezirkulationen zwischen Schreiben und Lesen, Ich und Horla die Möglichkeit eines Diskurses, den die Nervenkrankheit unmöglich gemacht hat. Unter hochtechnischen Bedingungen garantiert Autorschaft allein keinen Text mehr, ganz zu schweigen von einem Lesepublikum, an dessen Stelle ja Horlas, Lesephysiologen und Tachistoskope getreten sind.

All das wird klar, wenn der Tagebuchschreiber am katastrophischen Ende daran geht, die Rückkopplungsschleife aufzutrennen. Um wieder zur Einheit seines Bewußtseins zu finden, flieht er Haus und Horla. Aber sobald es jenen dynamisch rückgekoppelten Speicher zweier Partialgedächtnisse nicht mehr gibt, stoppen Tagebuch und Novelle selber. Der Versuch, den Vorschreiber und Mitleser namens Horla umzubringen, führt in gerader Umkehrung zum Tod des Autors.

*

Nach dem Tod des Autors bleibt der Literatur nur die Möglichkeit, in unmittelbare Konkurrenz zu technischen Medien zu treten. Statt im doppelt fiktionalen Selbstexperiment zu versuchen, den Horla als unwahrnehmbare Klaviatur der eigenen Sprachteilzentren gleichwohl zu registrieren, gehen Schriftsteller an Experimente, die so praktisch wie praktikabel sind, weil die Funktion des Versuchsobjekts aufseiten ihres Publikums fällt. Das schließt die Aporie von Selbstbeob-

46 Grashey: „Über Aphasie und ihre Beziehungen zur Wahrnehmung“, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 16, 1885, S. 679f. Man vgl. auch das Hirnschaltbild solcher Rückkopplungen (bei Grashey, S. 656).

achtung und Introspektion von vornherein aus. Psychiatrische Fälle und psychophysiologische Experimente haben geklärt, was Lesen diesseits aller Bewußtseinsphänomene oder -illusionen ist; also wird es auch möglich, diese Forschungsergebnisse literarisch einzusetzen. Zwischen einen Autor, der seinen Namen ablegt, und ein Publikum, das zum Versuchsobjekt absinkt, tritt das technisch-szientifische Filter.

Ab 1897 mittelt Arno Holz bei all seinen Gedichten die Typographie der Verszeilen. Seine lapidare Begründung: „Ließe ich [...] die Achse, statt in die Mitte, an den Anfang setzen, so würde dadurch das Auge gezwungen sein, immer einen genau doppelt so langen Weg zurückzulegen.“⁴⁷ Der Lyriker Holz greift zu typographischen Neuerungen also nicht nur, um „dem Auge beim Drucksatz eines Gedichts seine besondere Freude“ zu bereiten,⁴⁸ wie er schreibt und Apollinaire in den *Calligrammes* es auch praktizieren wird. Auf dem Spiel stehen vielmehr Dinge, die Bewußtsein oder gar Freude schlechthin unterlaufen, weil sie durch Tachistoskopexperimente überhaupt erst entdeckt worden sind: Ophthalmokinesen, Wahrnehmungszeiten und technische Optimierungen von Lektüreautomatismen. Kein Lyriker vor Holz hat denn auch eine Sekunde lang daran gedacht, den Augenmuskeln seiner Leser soundsoviele Sekunden unnötiger Bewegung pro Gedicht zu ersparen. Vom „Zwang“, den Holz auf ein Minimum reduziert, war keine Rede, schon weil überhaupt erst die *Fleurs du Mal* mit ihrer expliziten Adresse *Au Lecteur* die Lyrik zu einer Sache des Lesens gemacht haben, klassisch-romantische Gedichte dagegen ihre Schriftlichkeit im Imaginären natürlicher Geräusche und Gesichte verhüllten. Solange es im Rezeptionsprogramm darum ging, daß Leser solche Geräusche und Gesichte halluzinierten, stand Lyrik denn auch unterm ästhetischen Titel Phantasie oder Einbildungskraft. Der *Phantasia* von Arno Holz ist seinem Namen zum Trotz also die erste Gedichtsammlung, deren Rezeptionsprogramm auf schiere Physiologie setzt. Wo traditionelle Lyrik, frei nach Hoffbauer, Gedanken oder Gefühle von Seele zu Seele transportierte, berechnet Holz sinnlose Buchstabenmaterialitäten vor jeder Wortbedeutung.

Daß er sich dabei verrechnet, ist kein Einwand. Im Gegenteil, je falscher die Mathematik, desto evidenter der Druck, den Wissenschaften und Medientechniken auf die Literatur unserer Zeit ausüben. Schon eine vereinfachte Rechnung, die noch nicht einmal die konstanten Vertikalablenkungen beim Gedichtzeilenrücksprung und damit trigonometrische Komplikationen einbezieht, hätte Holz über seinen Irrtum aufklären können. Nach dieser Rechnung legen Augen bei linksbündigen Versen alle n Zeilen eines Gedichts außer der letzten zweimal zurück. Bei mittelständigen Versen gilt das (wie jeder Horla hinterm Rücken der Leser leicht nachrechnen könnte) von allen Zeilen mit Ausnahme der ersten und letzten, die jeweils nur anderthalbmals durchlaufen werden müssen. Eine Erspar-

47 Arno Holz: *Das Werk*, Berlin 1924–25, Bd. 10, S. 574.

48 Holz, ebd.

nis gegenüber traditioneller Typographie tritt also nur im Zufallsfall ein, daß die Summe von erster und letzter Halbzeile größer ist als die Anfangszeile im ganzen. Die 50% Augenwegverkürzung, mit denen Holz um die Techniker unter seinen Lesern wirbt, stehen jedenfalls bloß auf dem Programmpapier.

Schon deshalb ist es effizienter, mit Leseraugen genau umgekehrt wie Holz zu experimentieren. Stefan George läßt seine Gedichte bekanntlich in einer Schrift setzen, die in Orthographie und Letternformen allen Gewohnheiten des Lesepublikums ins Gesicht schlägt. Abgeleitet ist die Stefan-George-Schrift aus seiner Handschrift, die aber nur so heißt, weil sie erstens schon aus diskreten Blockbuchstaben besteht und zweitens ihrerseits auf Druckbuchstabentypen zurückgeht, wie sie im Gefolge der Tachistoskopexperimente entwickelt und optimiert wurden:⁴⁹ Pate stand eine schnörkellose Akzidenz-Grotesk-Antiqua,⁵⁰ bei der streng nach Erdmann/Dodge das Verhältnis von Schwarz und Weiß, Letternfigur und Hintergrund genauso exakt berechnet ist wie in Mallarmes gleichzeitigem *Coup de dés*.⁵¹

Kein Individuum und kein Autor spricht mithin aus Georges singulären Buchstabenformen, deren Standardisierung vielmehr Hand- und Druckschrift genauso verschaltet wie sonst nur noch die Schreibmaschine. Eben deshalb widerfährt den Lesern von Georgegedichten dasselbe wie Braunes namenlosen Stenotypistinnen: Sie können vor lauter diskreten Einzelbuchstaben keine Wörter mehr lesen. Wo der Lyriker Holz das Augenbewegungstempo seiner Leser beschleunigen möchte, tut der Lyriker George, so esoterisch wie technisch bei aller Technikfeindschaft, das Gegenteil: Materialgerechtigkeit, das Herstellungsprinzip moderner Medien, zieht auch in eine Literatur ein, die damit zum Medium unter Medien wird und ihre eigenen Rezeptionsbedingungen diktieren kann. Georgeleser, statt weiter von Wortbedeutung zu Wortbedeutung fliegen zu können, als sei Literatur noch goethezeitliche Einbildungskraft, werden zum Buchstabieren gezwungen. Nicht umsonst fallen in der Stefan-George-Schrift (erstens mit den Großbuchstaben zu Wortbeginn und zweitens mit den hergebrachten Kleinbuchstabenformen für *k* und *t*) so viele Oberlängen weg: Nach Zeitlers tachistoskopischem Nachweis würden Ober- oder Unterlängen ein rascheres Worterkennen erlauben. Weit davon entfernt, die Bedeutung von Texten erst im Lesevorgang generieren zu dürfen, müssen Leseraugen also erst einmal das Lesen selber wieder lernen. Zwischen sie und den Text ist ein technisches Wissen getreten, das scheinbare Geläufigkeiten auf ihre Elementarbedingungen zurückschraubt. Höhlengleichnis der Moderne.

49 Die technischen Einzelheiten siehe bei Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München 1985, S. 259–267.

50 Vgl. Renate Scharffenberg, *Der Beitrag des Dichters zum Formwandel in der äußeren Gestalt des Buches um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Diss. phil. (masch.) Marburg, S. 75.

51 Vgl. Stéphane Mallarmé, *Œuvres complètes*, Hg. v. Henri Mondor und G. Jean-Aubry, Paris 1945, S. 455.

So einig waren in der Gründerzeit moderner Medien die esoterischsten Dichter und die progressivsten Experimentatoren. Prof. Hugo Münsterberg vom Harvard Psychological Laboratory, der Erfinder von Wort und Sache Psychotechnik, gab es den Lesern von Stefan George, dem Erfinder literarischer Unlesbarkeit, ironisch, meßbar und schriftlich:

Daß der Wegfall der großen Anfangsbuchstaben der Hauptworte der schnellen Auffassung ein starkes Hindernis bereitet, läßt das psychologische Experiment, falls es für die Leser von *Stefan George* dessen bedarf, in leicht meßbarer Weise erkennen.⁵²

Quod erat demonstrandum.

An allegory of the cave in modern times. Reading under conditions of high technology

Summary

Neither phenomenological descriptions nor sociological statistics can account for the act of reading. The fact that to the public's eye there appear letters or words, passages or works, depends on historically variable standards of data processing, as it is implemented by institutions and/or technologies. Historical evidence shows that from 1880 on, when modern mass media came to limit the hitherto infinite field of literature, reading had to pass through the filter stages of experimental sciences. The output of these tests is our typography and, in the esoteric field of modern literature (Maupassant, Arno Holz, Stefan George), a concept of reading that proceeds, far from any hermeneutical understanding, as a perception of single and discrete letters.

52 Hugo Münsterberg, *Grundzüge der Psychotechnik*, Leipzig 1914, S. 252. Aus dem Kontext geht unzweideutig hervor, daß mit psychologischen Experimenten Tachistoskopversuche gemeint sind.